

BIBLIOTHECA ACADEMICA

ORIENTALISTIK

Band 27

Eva-Maria Auch (Hrsg.)

Deutsche im multikulturellen
Umfeld Südkaukasiens

Ergon

Deutsche im multikulturellen Umfeld Südkaukasiens

Herausgegeben von
Eva-Maria Auch

BIBLIOTHECA ACADEMICA

Reihe

Orientalistik

Band 27



ERGON VERLAG

Deutsche im multikulturellen Umfeld Südkaufasiens

Herausgegeben von
Eva-Maria Auch

ERGON VERLAG

Umschlagabbildung:
Familientafel der ‚jungen‘ Vohrers vor dem Ersten Weltkrieg
© Familienarchiv Vohrer, Aufnahmedatum um 1914

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ergon – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Matthias Wies, Ergon-Verlag GmbH

Umschlaggestaltung: Jan von Hugo

www.ergon-verlag.de

ISBN 978-3-95650-240-8

ISSN 1866-5071

Inhalt

Vorwort	7	
Teil I: Deutsche Siedlungsgeschichte im Kontext russischer Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts		
<i>Eva-Maria Auch</i> Zwischen Autarkie und Anpassung: Deutsche im multiethnischen Umfeld Südkaukasiens.....		13
<i>Alik Dibraev</i> Zur wirtschaftlichen Aktivität deutscher Einwanderer in Dagestan Mitte des 19. Jahrhunderts		35
<i>Tamara Tschernowa-Döke</i> Besonderheiten im religiösen Leben und bei der Verwaltung geistlicher Angelegenheiten der deutschen Siedlergemeinden in Südkaukasien		45
<i>Alexander Schwab †</i> Deutsche Musiker und Komponisten in Kaukasien von der Mitte des 19. bis Ende des 20. Jahrhunderts		55
<i>Gudrun Calov</i> Das Bild der „Anderen“. Das multiethnische Umfeld Kaukasiens im Schaffen deutscher Maler und Zeichner		63
Teil II: Kaukasiendeutsche zwischen den Fronten von Revolutionen und Kriegen – Autonomiebestrebungen, Verfolgung und Deportation in den Jahren 1917-1941		
<i>Alfred Eisfeld</i> Ein Vergleich der Autonomiebewegungen unter den Deutschen in Nord- und Südkaukasien 1917-1918.....		95
<i>Jusuf Agaev</i> Die militärisch-politische Situation in und um Aserbaidschan 1917-1918.....		107
<i>Mamed Džafarli</i> Die Sowjetisierung der deutschen Kolonien und Gemeinden in Aserbaidschan.....		113

Eva-Maria Auch

Die Zerschlagung der genossenschaftlichen Organisation und die Deportation der deutschen Bevölkerung Aserbaidshans in den 1930-40er Jahren.....	127
---	-----

Mamed Džafarli

Der Terror gegen die deutschen Bewohner Aserbaidshans durch GPU und NKVD in den 1930er Jahren.....	137
---	-----

Teil III: Nachkriegsschicksale und Geschichtsaufarbeitung

Viktor Krieger

Russlanddeutsche in der Sowjetunion/ Russland und in der Bundesrepublik: Integration und Ausgrenzung in vergleichender Perspektive	153
--	-----

Janine Funke (geb. Noack)

Historische und museumstheoretische Aspekte beim Aufbau eines Heimatmuseums zur Erinnerung an die Bewohner Göygöls/Helenendorfs	173
---	-----

Anhang

Die Einwandererfamilien und Ortsgründer von Helenendorf in Aserbaidshans – 1819.....	193
Verzeichnis alter Maßeinheiten	197
Verzeichnis der Abbildungen.....	199
Literaturhinweise.....	203
Autorenverzeichnis	207

Teil I:
Deutsche Siedlungsgeschichte
im Kontext russischer Nationalitätenpolitik
im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des
20. Jahrhunderts

Zwischen Autarkie und Anpassung: Deutsche im multiethnischen Umfeld Südkaukasiens

Eva-Maria Auch

Die konfliktreiche Situation in verschiedenen multiethnischen Regionen der ehemaligen Sowjetunion befördert nicht nur ihre Beschreibung als „ethnisch-religiös“, sondern lässt Betroffene wie Betrachter für die Begründung von Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen auch die Geschichte nach Ursachen und Hintergründen befragen. Beeinflusst von aktuellen Entwicklungen und Wünschen nach politischer Profilierung werden – oft auch in Antwort auf die jahrzehntelang beschönigende Darstellung der „unzerbrechlichen Freundschaft der Völker der Sowjetunion“ – verstärkt Traditionen der „Feindschaft“ aufgearbeitet. Ausgehend von der Grundthese, dass es in der Geschichte des russischen und sowjetischen Vielvölkerimperiums neben einer Geschichte des „Gegeneinander“ auch stets eine des „Miteinander“ von Volksgruppen gegeben hat, soll nicht nur ein Überblick über die Geschichte der transkaukasischen Kolonistensiedlungen gegeben, sondern das Miteinander von deutschen Einwanderern und ansässigen Völkerschaften, also die Entwicklung multiethnischer, -religiöser und -kultureller Kontakte nach ihren Reibungsstellen, aber vor allem den Berührungspunkten und Austauschmöglichkeiten hinterfragt werden. Dabei geht es nicht um die Glorifizierung „deutscher Arbeit“ und „deutschen Fleißes“ in fremdem, „unkultiviertem“ Land „wilder Völker“ Kaukasiens, wie wir sie durch Reise- und spätere Erlebnisberichte¹ aus deutschen Kolonistendörfern kennen, sondern viel eher sollen folgende Fragenkomplexe in die Diskussion eingebracht werden:

Erstens: Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede ergeben sich im Vergleich zwischen südkaukasischen und anderen Regionen deutscher Zuwanderung, welche Formen, Inhalte und Konsequenzen hatten Kontakte zwischen ihnen? Zweitens: Wie entwickelte sich die Integration der eingewanderten Deutschen im multiethnischen Südkaukasien, wo verliefen die Grenzen zwischen Kaukasiern und Zugewanderten, welche Kriterien bestimmten neben Sprache und Abstammung eine kaukasische Identität aus der ein Recht auf Beheimatung abgeleitet werden konnte? Und drittens: Wie funktionierte das Miteinanderleben von Menschen unterschiedlicher kulturhistorischer Bindung, wie wurde dieses Miteinander erinnert, wie ging man mit dieser Andersartigkeit um, wo lagen Be-

¹ Vgl. u.a. Auch, E.M.: Zum Muslimbild deutscher Kaukasusreisender im 19. Jahrhundert. In: Auch, E.M./ S. Förster (Hg.): „Barbaren“ und „Weiße Teufel“, Paderborn 1997, S. 83-100; Dies.: Die Kaukasusmission der Basler Missionare. In: Beer, M./ D. Dahlmann (Hg.): Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen-Verlauf-Ergebnis, Tübingen 1999, S. 245-262.

rührungs- und Kommunikationsebenen, Lernfelder und wo sind jene Grenzbe-
reiche zu finden, die zu Konflikten führen konnten?

Diese Fragen unter kaukasischen Bedingungen beantworten zu wollen, ist be-
sonders schwer, da die Geschichte der Kaukasusdeutschen im Vergleich zu ande-
ren Siedlungsgebieten der Russlanddeutschen bisher unzureichend oder recht
einseitig² wissenschaftlich untersucht wurde, wie unter anderem die noch weit-
estgehend unbearbeiteten Archivbestände in Tbilisi und Baku zeigen. Anderer-
seits sollte die Erforschung von Beziehungen stets alle Beteiligten befragen, im
vorliegenden Fall verfügen wir jedoch nach bisherigen Erkenntnissen bis zur
Jahrhundertwende kaum über zeitgenössische Aussagen ansässiger Bevölkerungs-
gruppen zu diesem Thema. So konstatiert der „Urvater“ der aserbajdschanischen
Historiker, Abbasqulu ağa Bakıxanov, in seinem „Gülüstan-i irem“ (persische
Fassung 1841 beendet, russische Ausgabe 1844) das Auftauchen deutscher Sied-
ler ebenso wenig wie die Autoren des „Karabagh-name“ (1847) oder der Autor
der Geschichte der Stadt Gəncə, Scheich İbrahim Nəsix. In der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts sind es deshalb vor allem deutsche Reisende, Schottische und
Baseler Missionare, die seit 1818 von Karass und 1821 von Şuşa aus die Kolonis-
tenseelsorge zum Bestandteil ihrer Missionsarbeit im Kaukasus machten und
über ihre Arbeit und das Umfeld berichteten. Ihre Mitteilungen wurden ergänzt
durch in russischen Diensten stehende Beamte, die ihre Beobachtungen in russi-
schen und deutschen Periodika veröffentlichten. Diese prägten die öffentliche
Meinung über die deutschen Kolonistendörfer und die sie umgebenden ethni-
schen Gemeinschaften, noch bevor um die Jahrhundertwende unter dem Ein-
fluss des Nationalismus von Russen – vereinzelt auch von Aserbajdschanern –
das Problem der Einwanderung auf den Seiten von „Kavkaz“ und „Kaspj“ the-
matisiert und politisiert wurde und sich eine distanzierte Haltung zur Rolle deut-
scher Kolonisten in Südkaukasien durchsetzte. Durch den Mangel an ausrei-
chend zeitgenössischen Quellen, die eine Sicht der Alteingesessenen widerspie-
geln könnten, ist die Gefahr einseitiger oder unvollständiger Schlussfolgerungen
sicher besonders groß.

Zur Siedlungsgeschichte

Bekanntlich ist die Ansiedlung Deutscher in Südkaukasien die letzte geschlossene
Siedlungsaktion, die in den Traditionslinien von Katharina II. verwirklicht wurde.
Hatte sich Peter der Große in seiner außenpolitischen Konzeption noch überwie-
gend auf den Norden konzentriert,³ verlagerten sich die russischen Interessen wäh-

² Mandzgaladze, G.Ch.: Germaneli kolonistebi amierkawkasiashi (1818-1920), Tbilisi 1974
(Diss.), hier: Mandzgaladze, G.Ch.: Nemeckie kolonisty v Zakavkaz'e (1817-1920gg.). Av-
toreferat kand. Diss., Tbilisi 1970.

³ Ausnahmen von dieser Politik stellen die russischen Eroberungen in Südkaukasien in den
Jahren 1722/23, sowie der Vertrag von Konstantinopel von 1724 dar.

rend des 18. Jahrhunderts stetig gen Süden. Katharina unterstützte dabei nicht nur die wissenschaftliche Erforschung entlegener Landstriche im Rahmen sogenannter „Akademischer Expeditionen“, sondern ging bereits einen Schritt weiter, indem sie die Ansiedlung von Bauern in den neu gewonnenen Randzonen initiierte und den bekannten gesetzlichen Rahmen zukünftiger Kolonisation vorgab.

Hatten sich die Pläne Katharinas zunächst auf die untere Wolga konzentriert, folgte in den 1780er Jahren die zweite große Kolonisationsbewegung. Mit dem erfolgreichen Abschluss der Türkenkriege unter Potëmkin fielen zunächst weite Teile des Schwarzmeergebietes in russische Hände, 1783 folgten die Krim und das Kubangebiet und schließlich wurde Russland im Frieden von Jassy 1791 auch das Steppengebiet zwischen Bug und Dnjestr im westlichen Schwarzmeerraum zugesprochen. Als diese Gebiete, die den Namen „Neurussland“ trugen, von der Zarin zur Kolonisation freigegeben wurden, siedelten hier neben schwedischen Bauern vor allem holländische und friesische Mennoniten, die 20 Jahre zuvor auf Einladung Friedrichs des Großen nach Preußen gekommen waren und mit dem Thronwechsel 1786 die Missachtung ihrer Glaubensgrundsätze – vor allem die Freiheit vom Militärdienst – befürchteten.⁴ Bereits im Ringen um das Schwarzmeergebiet während der russisch-osmanischen Kriege des 18. Jahrhunderts hatte sich die militärstrategische Bedeutung Südkaukasiens gezeigt. Während des 18. Jahrhunderts waren die russischen Grenzen bis in den Nordkaukasus vorgeschoben worden. Ein System miteinander verbundener Befestigungsanlagen, wie Vladikavkaz, und Kosakenstanizen, die „Kaukasische Linie“, sicherte die Grenze an Terek, Malka und Kuban' und bildete damit wichtige Ausgangspunkte für das Vordringen gen Süden. Der Annexion des Königreichs von Georgien-Kachetien 1801 unter Pavel I. folgte unter Aleksandr I. (1777-1825) und Nikolaj I. (1796-1855)⁵ nicht nur das Protektorat über die Fürstentümer Westgeorgiens, sondern die Angliederung der Chanate im nördlichen Aserbaidschan. Diese territoriale Expansion vollzog sich bis 1828/29, als die Grenzziehung am Arax die vorläufig endgültige Trennung des kaukasischen Wirtschafts- und Kulturraumes vom Nahen Osten festschrieb.

Neben strategischen Interessen meldeten sich auch hier bald ökonomische. Bereits seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte die Petersburger Akademie die wissenschaftliche Erforschung des Kaukasus gefördert. Unter anderen waren es deutsche Gelehrte, die wichtige Informationen sammelten und diese Erkenntnisse bis nach Mitteleuropa brachten. So unternahm im Auftrag der Petersburger Akademie 1770 bis 1772 sowie 1773 bis 1774 Samuel Gottlieb

⁴ Durch das Mennonitenedikt Friedrich Wilhelms II. von 1789 wurde die Einschränkung der persönlichen Rechte und Freiheiten der preußischen Mennoniten forciert.

⁵ Beide waren verwandtschaftlich mit dem Hause Württemberg verbunden: Sophie Dorothee von Württemberg (1759-1828) war ab 1776 als Maria Fedorovna die zweite Ehefrau von Pavel I. (1754-1801). Sohn Aleksandr I. war zudem vermählt mit Prinzessin Louise (Elisabeth) von Baden (1779-1826) und Katharina von Württemberg (1788-1819) war eine geborene Romanowa. Großfürst Miachail (1798-1849) war verheiratet mit Charlotte von Württemberg.

Gmelin, 1770 bis 1772 Johann Anton Güldenstädt und 1807 bis 1808 Heinrich Julius Klaproth Reisen⁶ durch die neu eroberten Territorien und lieferten ausführliche Informationen über die reiche Wirtschaftsgeographie der Region.

Es wundert daher nicht, dass die Siedlungsunternehmungen Katharinas II. eine spezifizierte Neuauflage unter Zar Aleksandr I. erhielten. Bereits am 20. Februar 1804 hatte dieser das bis dahin gültige Manifest Katharinas durch neue Immigrationsvorschriften ersetzt, welche Bedingungen für die Einwanderung stellten und während seiner Herrschaft mehrmals ergänzt wurden: Um Musterlandwirte zu bekommen, verlangte die Regierung nun, dass Neuankömmlinge gute Bauern, Spezialisten für Weinbau, Seidengewinnung und Viehzucht, oder Dorfhandwerker sein sollten sowie einen Mindestbesitz und Frau und Kinder vorweisen mussten. Die Einwanderungszahl wurde auf 200 Familien pro Jahr begrenzt, bevor 1819 die Masseneinwanderung ganz und gar unterbunden wurde. Kolonisten sollten 60 Desjatinen⁷ Land und einen Ansiedlungskredit von 300 Rubeln erhalten, blieben von der Militär- und Zivildienstpflicht befreit, während ihre Steuerfreiheit auf zehn Jahre begrenzt wurde.

Diesmal waren es vor allem Familien aus Baden-Württemberg, die sich zur Auswanderung entschlossen. Über die Beweggründe ihrer Auswanderung und Aufnahme trotz der Einschränkungen auf Beschluss des Ministerrates von 1809 und 1816 gibt es in den Quellen verschiedene Meinungen. Von russischer Seite werden – neben den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Herrscherfamilien und dem zwischenzeitlichen Interesse Aleksandrs für die Chiliasten – Hoffnungen auf ein zuverlässiges wirtschaftlich aktives Element im neueroberten Territorium eine Rolle gespielt haben. So können wir anhand der Akten der Archäogeographischen Kommission ersehen, dass es bereits im Jahre 1816 im Zusammenhang mit einer Analyse der landwirtschaftlichen Leistungsvermögens Südkaukasiens Empfehlungen General Ermolovs gab, deutsche Bauern anzusiedeln.⁸ Damit ist die Entstehung deutscher Niederlassungen in Südkaukasien von russischer Seite keiner Laune des Monarchen entsprungen, noch der Nähe des Ararat geschuldet, sondern tatsächlich als später Ausläufer der Kolonisationsbewegung Katharinas II. zur wirtschaftlichen Integration der eroberten Peripherie zu betrachten.

Von Württemberger Seite⁹ sind die Ursachen wohl vor allem in den schwierigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in den süddeutschen Ländern

⁶ Vgl. u.a. Klaproth, Julius von: Reise in den Kaukasus und nach Georgien, 2 Bde., Halle und Berlin 1812/1814. Auch, E.-M.: Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im Vorrevolutionären Aserbajdschan, Wiesbaden 2001.

⁷ Ein altrussisches Flächenmaß, eine Desjatine entspricht ca. 1,09 Hektar Land.

⁸ Akty archeogeografičeskoj komissii Kavkaza (AKAK), Bd. IV, S. 248 f., Brief an den russischen Innenminister Kosodavlev vom 31. Dezember 1816.

⁹ Vgl. Becker, H.: Die Auswanderung aus Württemberg nach Südrußland 1816-1830, Tübingen 1962 (Diss.) und Leibbrandt, G.: Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816-1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild, Stuttgart 1928 (Diss.).

zur Zeit der Napoleonischen Kriege zu suchen. Ständige Kriegszüge, erhöhte Steuern sowie die vermehrte Aushebung junger Leute zum Kriegsdienst führten zu einer rapiden Verarmung der Bevölkerung. Hinzu kam die Politik des späteren Königs Friedrich II. von Württemberg – seit 1797 an der Macht –, der sowohl durch die preußische als auch die russische Militärschule gegangen war und mit entsprechend radikalen Mitteln versuchte, sein Staatswesen zu reorganisieren. Ein wichtiges Element für die Ausreisebereitschaft stellte zudem die Abschaffung der alten Gesangbücher Augsburgischer Konfession (1792), der Katechismen und Agenden (1792) und der Liturgie (1809) dar, welcher sich zahlreiche Gemeinden in Württemberg widersetzen.

Während viele nach Nordamerika auswanderten, um dort der Not zu entfliehen, hatten sich andere noch in der Heimat zusammengefunden, um in sogenannten „Stunden“ religiöse Erbauung außerhalb der Kirche zu finden. Im Glauben an das baldige Auftreten des Antichristen und das Jüngste Gericht fand bei ihnen die Idee der Pietisten Bengel und Jung-Stilling, sich an einen stillen Bergungsort zu retten und mit Gott das Tausendjährige Friedensreich auf Erden zu errichten, fruchtbaren Nährboden.

Ausschlaggebend scheint jedoch die Hungersnot von 1816 gewesen zu sein, in der sich die Versorgungslage in Baden-Württemberg dramatisch verschlechterte. In dieser trostlosen Situation scheint das Hauptmotiv für die Auswanderung der Masse der Bewerber eher die Hoffnung auf Rettung der nackten Existenz, als religiöse Motivation gewesen zu sein. Immerhin ist aus den Auswanderungslisten der Jahre 1817-1820 ersichtlich, dass 53,1 Prozent „Mangelnde Nahrung, Vermögenszerfall, Hoffnung auf besseres Glück“, 25,1 Prozent „religiöse Schwärmerie“, 12,4 Prozent „bessere Erwerbsaussichten“, 7,8 Prozent „Verheiratung, feste Anstellung im Ausland“ und 1,6 Prozent „Verwandtschaft mit früher Ausgewanderten“ als Beweggrund angaben.¹⁰

Mag die Motivation der Auswanderer insgesamt recht vielfältig gewesen sein, hatte das religiöse Moment wichtigen Einfluss auf die Initiierung und Organisation der Wanderungsbewegung und die spätere Geschichte ihrer Siedlungen. So rekrutierte sich die erste Gruppe Auswanderungswilliger im Dorf Schweikheim, Oberamt Waiblingen, unter jenen Christen, die seit 1812 Gebetsstunden nach altem Brauch abhielten und sich seit 1814 unter ihrem Vorstand Friedrich Fuchs vom öffentlichen Gottesdienst zurückgezogen hatten, beziehungsweise davon ausgeschlossen worden waren. Eigentumsverluste und Haftstrafen trafen führende Mitglieder der „Separatisten“. Als ihre Lage immer bedrohlicher wurde, machten sie auf Vermittlung von pietistischen Kreisen in Petersburg und Moskau

¹⁰ Diedrich, H.Ch.: Siedler, Sektierer und Stundisten. Die Entstehung des russischen Freikirchentums, Berlin 1985, S. 26-33; amtliche Auswanderungsunterlagen geben von 1800 bis Sep. 1820 in Württemberg eine Gesamtzahl von 44.424 Auswanderern an, 15.487 wählten Russland als Ziele. Diese Statistik umfasst allerdings nicht den Zeitraum von Juli 1804 bis Ende 1814, vgl. Ebd., S. 29.

Gebrauch vom Angebot der Auswanderung. Nachdem sie im September 1816 in Stuttgart ihre Pässe erhalten hatten, begaben sich 40 Familien über Wien, entlang der Donau, über Ismail, Akirman und den Dnjestr auf den Weg, der schließlich 29 von ihnen am 31. Dezember 1816 nach Großliebental bei Odessa führte. Da bereits im Dezember 1816 Ermolov signalisiert hatte, dass er bereit sei, 30 Familien zur Verbesserung der Landwirtschaft aufzunehmen, erhielten 31 Familien unter dem Ältesten Gottlieb Lefler (Löffler) im späten Frühjahr 1817 die Erlaubnis, über Cherson, Taganrog, Stavropol', Mozdok nach Tiflis weiterzuziehen, wo am 21. September 1817 148 Personen¹¹ eintrafen und später, 35 Werst¹² von der Gouverneurshauptstadt entfernt, die Kolonie Marienfeld gründeten. Im Frühjahr 1818 wurden jeder Familie 35 Desjatinen Land, also insgesamt 1085 Desjatinen, zugeteilt. Als Erstausrüstung erhielten die Kolonisten auf Staatskosten unter anderem 16 Pflüge, 35 Pferde aber auch 31 Gewehre zur „Verteidigung vor niederem Volk“. Vor Ort hatte man 13 Rinder konfisziert, während von Generalmajor Ismayıl-xan Şəkinski 30 Kühe, 27 Kälber und 200 Schafe den Kolonisten geschenkt wurden. Bereits am 1. September 1817 war zwar mit Hilfe von Soldaten der Bau von 16 Häusern begonnen worden, aber ein Jahr später – als die Lebensmittelversorgung durch die Regierung eingestellt wurde – war noch nicht ein einziges bezugsfertig, sodass die Siedler noch im Dorf Sartischala bei der einheimischen Bevölkerung Unterkunft nahmen.

War damit die erste Auswandererharmonie¹³ relativ glücklich in Georgien gelandet, sollte sich das Schicksal der nachfolgenden dramatisch gestalten. Dem Aufruf der Brüder Koch aus Marbach und Schluchtern zur Errichtung einer „brüderlichen Auswanderungsharmonie der Kinder Gottes“ waren von April bis August 1817 über 1.300 Familien gefolgt, die sich in 14 Abteilungen zu je 230 bis 290 Personen unter der Führung je eines gewählten Ältesten zur Reise rüsteten. Letztere agierten nicht nur als Kontaktmänner für die jeweiligen Behörden, sondern verkörperten auch die geistliche Führung der Auswanderungstrecken, die sich als Lebens- und Glaubensgemeinschaft verstanden. Von Ulm über Wien und die Donau führte der Weg nach Ismail, wo während einer 40-tägigen Quarantäne ca. 1.100 Menschen starben. Völlig erschöpft trafen die Auswanderer bei Odessa ein, wo zahlreiche Familien ihr Reiseziel aufgaben und den Wunsch zur Ansiedlung äußerten.

Da der Gouverneur in Tiflis bereits vorher die völlige Überforderung der russischen Verwaltung mit dem Schutz und der Ansiedlung von Hunderten Siedlerfamilien signalisiert hatte, wurde eine Weiterreise zunächst verhindert. Eine Ab-

¹¹ AKAK, Bd. IV, S. 352; 178 Pers. lt. Schrenk, M.: Geschichte der deutschen Colonien in Transkaukasien, Tiflis 1869 u. Dzjubenko, P.: Nemeckie kolonisty na Kavkaze. In: Kavkaz Nr. 313/1882, S. 3-4.

¹² Längenmaß im zaristischen Russland, eine Werst entsprach 1066,78 Metern.

¹³ Eine religiöse Genossenschaft, die sich als Lebens- und Glaubensgemeinschaft verstand und in der auch die materiellen Lasten der Auswanderung und Ansiedlung gemeinsam getragen wurden; die geistliche Versorgung übernahm ein selbstgewählter Ältester, der Zufluchtsort in Russland wurde als Durchgangsstation auf dem Weg zum endgültigen Bergungsort gesehen.

ordnung der Kolonisten (Johann Georg Frick, Johann Jakob Koch, Johannes Mayer) konnte jedoch auf Vermittlung von Graf Nesselrode in Moskau die Genehmigung des Zaren für ihre Ansiedlung in Georgien und die Erhebung in den Kolonistenstand erwirken.¹⁴ Damit erfolgte zugleich eine Reaktivierung der Kolonistenprivilegierung auf Staatskosten, wie sie 1810 und 1816 durch das Komitee der Minister aufgehoben worden war.¹⁵ Gleichzeitig wurde eine Regierungskommission eingesetzt, die für die Sicherheit und Überwachung der Ansiedlung unter Einbeziehung von Kolonistenvertretern verantwortlich gemacht wurde. Während unter Leitung von Generalleutnant Insov in Odessa die Reisevorbereitungen abgeschlossen und in Abständen zehn Trecks mit je 50 Familien unter Führung eines Regierungskommissars im Juni und Juli auf die Reise geschickt wurden, inspizierten zur gleichen Zeit die deutschen Abgeordneten Frick, Barth und Kindlieb die zur Ansiedlung vorgesehenen Ländereien, deren Besitzverhältnisse seitens der russischen Regierung jedoch ungeklärt blieben. Trotz geteilter Ansichten über die klimatischen Bedingungen und die Bodenverhältnisse und während im Hintergrund zahlreiche Unstimmigkeiten zwischen den Verantwortlichen in Moskau, Odessa und Tiflis ausgetragen wurden, betraten am 12. August 1818 die ersten deutschen Siedler der zweiten Harmonie den Boden des kaukasischen Gouvernements. Auch als am 14. September Ermolov Anweisung gab, jene Trecks, die Georgiewsk noch nicht erreicht hatten, dort festzuhalten und lediglich jene aus Mozdok weiterreisen zu lassen, setzten sich die „sturen Schwaben“ durch: Ende November 1818 – 19 Monate nach der Abreise des ersten Trecks aus Württemberg – hatten auch die letzten drei Abteilungen Tiflis erreicht.

Über die Gründungen der nun entstehenden Kolonistendörfer sind die Angaben noch sehr widersprüchlich: Basichin spricht von der Etablierung der Kolonien zu Beginn des Jahres 1818, einer Zeit, als diese Siedlungswelle noch gar nicht in Südkasien eingetroffen war.¹⁶ Leibbrandt, Schrenk, Hummel, Nikiforov, Mandžgaladze, zeitgenössische Chroniken und russische Verwaltungsquellen geben unterschiedliche Zahlen über die Neusiedler, sodass wir hier von ungefähren Werten ausgehen müssen.¹⁷

Neben der bereits erwähnten ersten Siedlung Marienfeld entstanden noch sieben weitere Kolonien. In der zweiten Niederlassung, Neu-Tiflis, das 1862 von Tiflis eingemeindet wurde, siedelten sich vor allem Handwerkerfamilien der zweiten Kolonne an. Die Gründung erfolgte auf dem ehemaligen Besitz des Fürsten Ama-

¹⁴ AKAK, a.a.O., S. 316, Schreiben Nesselrodes an Ermolov vom 20. Februar 1818.

¹⁵ Ebd., S. 313, Schreiben Kosodavlevs an Ermolov vom 6. März 1817.

¹⁶ Basichin, N.: Nemeckie kolonii na Kavkaze. In: Kavkazkij vestnik, 1/1900, S. 15.

¹⁷ Leibbrandt, Georg: Die Auswanderung aus Schwaben nach Russland 1816 – 1823, Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild, Stuttgart 1928; Schrenk, M.: Geschichte der deutschen Colonien in Transkaukasien, Tiflis 1869; Hummel, Th.: 100 Jahre Erbhofrecht der deutschen Kolonisten in Rußland, Berlin 1936; Nikiforov, N.K.: Ekonomičeskij byt nemeckich kolonistov v Zakavkazskom krae. Materialy dlja byta gosudarstvennych krest'jan, Bd.1, St. Petersburg 1885; „Kavkazskij kalendar' na...“, Tiflis 1860/61 bis 1914/15.

tuna, drei Werst von Tiflis am linken Ufer der Kura gelegen, wo ungefähr 60 Familien jeweils eine Desjatine Land für Haus, Hof und Garten zugesprochen bekamen.¹⁸ Die dritte Kolonie, Katharinenfeld, lag 60 Werst von Tiflis bei Bortschalj. Dessen Bewohner rekrutierten sich aus den Kolonnen zwei bis fünf, nach Schenk circa 135 Familien oder 350 Personen. Aufgrund auftretender tödlicher Krankheiten und Landstreitigkeiten war Ende 1918 eine Umsiedlung an den Fluss Muschawer notwendig: in „Neu-Katharinenfeld“ ließen sich schließlich 115 Familien nieder.¹⁹ Am 19. November 1818 wurde mit Elisabeththal, 35 Werst südwestlich von Tiflis gelegen, die vierte Niederlassung mit 65 Familien gegründet, im Archiv lassen sich 307 Personen nachweisen. Da das Verhältnis zu den Einheimischen lange durch Gebietsstreitigkeiten mit der Kirche und privaten Alteigentümern belastet war, übernahmen 21 Soldaten, darunter sechs Kosaken, den Schutz der Kolonisten. Mit Alexandersdorf, acht Werst nördlich von Tiflis, entstand die fünfte schwäbische Siedlung. Sie erhielt besondere Unterstützung durch den Zivilgouverneur von Stahl. Hier siedelten laut Archiv 23 Familien, nach Schenk 26 Familien oder 99 Personen. 1820 waren an 24 Familien 664 Desjatinen Land vergeben worden, es fehlten also 175 Desjatinen um die ihnen zustehende Fläche von 35 Desjatinen pro Familie zu erreichen. Die sechste Kolonie, Petersdorf, lag 12 Werst von Tiflis entfernt. Die dort angesiedelten 17 Familien mussten bald wegen Streitigkeiten mit Kirche und ansässigen Landbesitzern in das nahe liegende Marienfeld übersiedeln. Annenfeld, 25 Werst von Elizavetpol' und 155 von Tiflis entfernt, bildete aus den Kolonnen sechs und sieben mit 84 Familien, insgesamt 600 Personen, die siebente Neugründung.²⁰ 1820 hatten mittlerweile 91 Familien hier 3.185 Desjatinen Land zugeteilt bekommen. Die letzte und mit 187 Werst am weitesten von Tiflis entfernte Siedlung war Helenendorf, im heutigen Aserbaidschan gelegen. Hier siedelten sich vor allem die aus Reutlingen stammenden Familien der Kolonnen acht bis zehn – insgesamt 120 Familien oder 501 Personen – an. Im ehemaligen Tatarendorf Xanluqlar, wo ihnen 2.600 Desjatinen Land zugeteilt wurden, nahmen sie Ostern 1819 ihre Ortsgründung vor.²¹

Die Entwicklung der deutschen Niederlassungen in Kaukasien

Damit waren die Grundlagen für das Wachstum von zwei Zentren in Südkaukasien entstanden: während sich die erstgenannten Kolonistendörfer in enger Abhängigkeit und relativer Nähe von Tiflis entwickelten, mussten sich die beiden

¹⁸ Für 1820 lassen sich im Archiv 51 Familien, insgesamt 200 Personen, nachweisen: AKAK, a.a.O.

¹⁹ AKAK: 1820: 91.

²⁰ Das Archiv nennt 73 Familien und insgesamt 277 Personen: AKAK, a.a.O.

²¹ Siehe Central'nyi gosudarstvennyj istoričeskij archiv Azerbajdžana (CGIAA), f. 508, op. 1, Dok. 436 (Dokumente der Feierlichkeiten anlässlich des hundertjährigen Jubiläums der Ortsgründung Helenendorfs).

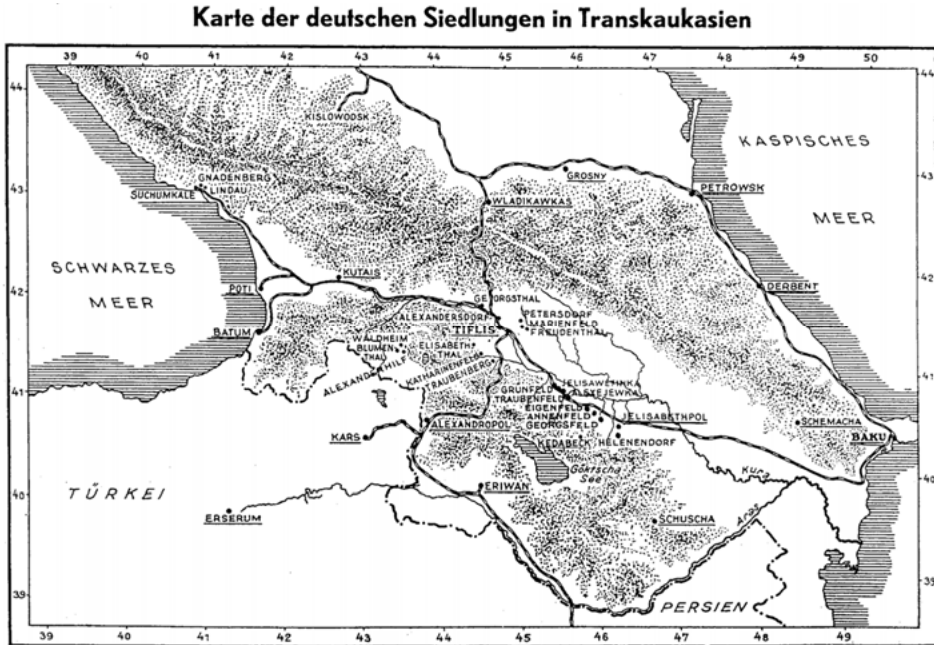


Abb. 1: Deutsche Siedlungen in Kaukasien

letztenannten, Annenfeld und Helenendorf, in relativer Isolation vom 182 Kilometer entfernten Tiflis behaupten, was letztlich zu einer stärkeren Orientierung auf Elizavetpol² – ab 1868 Gouvernementszentrum – und schließlich Baku führte. Ein Blick auf die Karte verdeutlicht die geographischen Bedingungen der Neugründungen.

Trotz der umfangreichen Unterstützung durch die russische Regierung blieb der wirtschaftliche Erfolg der deutschen Siedlungen lange Zeit aus. Der Ministerat hatte am 7. September 1818 folgende Konditionen für die migrierten Württemberger fixiert. Erstens, umfangreiche Gebietsaustausche von Staatsbesitz und Privatländereien sollten zur Schaffung geschlossener Ansiedlungsräume führen. Zweitens, da die ausgewählten Ländereien – wie man fälschlicherweise annahm – über alle Voraussetzungen günstigen Wirtschaftens verfügten, wurden nicht 60 sondern nur 35 Desjatinen pro Kolonistenfamilie zur Verfügung gestellt, wobei jedoch zusätzlich Wälder und Weideflächen genutzt werden durften. Drittens, zur Befriedigung grundlegender Bedürfnisse, wie Lebensmittel und Tierfutter, wurden zunächst 100 Tausend dann 300 Tausend Rubel zur Verfügung gestellt, die man je nach Notsituation der einzelnen Familien ausgab. Viertens, wurde ein Kontor unter Verantwortung des Generalgouverneurs bei Mitgliedschaft von ein bis zwei Kolonistenvertretern zur Durchsetzung der in allen anderen russischen Kolonistensiedlungen üblichen Gesetze geschaffen.²² Obwohl sich die Ämterzu-

²² AKAK, a.a.O., S. 332 ff.

ordnung während der fast hundertjährigen russischen Verwaltungszeit mehrmals veränderte, blieben bis 1903 die deutschen Kolonien direkt der Obersten Regierungsgewalt Kaukasiens unterstellt, was in nicht unerheblichem Maße das Gedeihen der Kolonien befördert haben dürfte, galten doch die deutschen Dörfer auf dem Weg nach Baku oder Persien stets als „Vorzeigeobjekte“, die sich kein Beamter oder ausländischer Reisender entgehen ließ.

Bis 1824 waren für 480 Familien mit 1.966 Personen einschließlich der Kosten für den Bau einer Mühle und der Unterhaltung des Kontors 963.711 Rubel ausgegeben worden. Damit war jede Familie mit etwa 1.920 Rubel bei einer Rückzahlungsfreiheit von zehn Jahren und zwanzigjähriger Zinsfreiheit verschuldet. Ungünstige klimatische Bedingungen, Seuchen und Überfälle besonders in den Jahren 1826-28, als Katharinenfeld (heute in Georgien) und Helenendorf völlig ausgeraubt, teilweise zerstört und 142 Kolonisten in die Sklaverei verschleppt wurden, zwangen die Regierung zu weiteren Zahlungen von insgesamt 45.314 Rubel (172 Rbl. pro Kopf). Die daraus resultierende Erhöhung der Kronschuld wurde jedoch erlassen. Hilfsbedürftigkeit und damit die Abhängigkeit der deutschen Kolonien von der russischen Verwaltung prägten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Kolonistendasein. In Helenendorf lebten von den 135 Einwandererfamilien bei der Landverteilung noch 118 Familien, beim Besuch von Graf Schweinitz 1909 waren insgesamt 61 Einwandererfamilien ausgestorben, 74 bildeten die „Stammfamilien“ der Helenendorfer deutschen Bevölkerung.²³

Das Urteil des Generalgouverneurs aus dem Jahre 1850, die Einwanderer aus Württemberg hätten keinerlei landwirtschaftliche Kenntnisse mit ins Land gebracht und bisher durch verschiedene Ursachen die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, wurde nur dadurch relativiert, dass er ihre Regierungstreue schätzte, zudem seien sie „gebildet, arbeitsam und bereit, Neuerungen auszuprobieren“.²⁴

Die Abhängigkeit der deutschen Kolonien von der Hilfe der russischen Verwaltung prägte somit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Leben der Siedler. Erst nach dieser Zeit ist ein wirtschaftlicher Aufschwung festzustellen, der endlich 1874 zur restlosen Tilgung der Schulden, mit Ausnahme der Beträge, die als Schadenersatz für Überfälle von der Regierung angewiesen worden waren, führte. Bis zu diesem Zeitpunkt blieb auch das spezielle Aufseheramt als Institution bestehen.

Da hier nicht auf die weitere Entwicklung der einzelnen Dörfer und ihrer Tochtergründungen eingegangen werden kann, soll die nachfolgende Tabelle die wirtschaftliche und geistig-kulturelle Entwicklung der transkaukasischen Dörfer bis zum Ersten Weltkrieg verdeutlichen²⁵:

²³ Schweinitz, H.H. Graf v. : Helenendorf. Eine deutsche Kolonie im Kaukasus, Berlin 1909, S. 8-12.

²⁴ Kavkaz, Nr. 40 (1850), S. 160.

²⁵ Hummel, J.: Deutsche Kolonien in Transkaukasien, (o.O.) 1918, S. 7-9.

	1820	1914
Einwohnerzahl	1.920 Personen	12.059 Personen
Grundbesitz	26.921 Desjatinen (=13,9 pro Kopf)	45.526 Desjatinen (=3,7 pro Kopf), circa 49.623 Hektar, davon: 31.020 anbaufähig (aufgeteilt auf 3.140 Weingärten, 332 Gehöfte, 81 Obstgärten); 5.686 Desjatinen Wald; nicht bewässerbares Acker- und Wiesengelände 11.180; Gemüseland 890 Desjatinen
Immobilien		Wert der Weingärten: 12 Millionen Rubel (1 Rubel=2,16 Mark Vorkriegskurs)
		Bewässerungskanäle: 332.400 Rubel, Kärise: 205.000 Rubel
		Brücken, Wegeanlagen: 341.000 Rubel
		zweiklassige Volksschule in jeder Kolonie, dreiklassige Handelsschule in Helenendorf (ab 1917 siebenklassiges Realgymnasium), Sieben Kirchen (Helenendorf, Annenfeld, Freudenthal, Alexandersdorf, Katharinenfeld, Elisabethtal, Alexandershilf)
		Produktionsanlagen: eine Brennerei mit einer Jahresproduktion von drei Millionen Vedro Reinsprit, vier Kognakbrennereien mit einer Produktion von 1,03 Millionen Vedro, 17 Mühlen, elektrische Kraftanlagen zur Stromversorgung in jeder Kolonie, 24 Ziegeleien, 59 Stellmachereien, 35 Wagenschmiede, eine Eisengießerei, zehn Schlossereien, 29 Böttchereien, 33 Tischlereien, 19 Schneidereien

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte Helenendorf mit seinen Tochterkolonien eine Entwicklung genommen, die sich mit folgenden Zahlen veranschaulichen lässt:

Der Wert aller öffentlichen Anlagen nur Helenendorfs betrug 405 Tausend Rubel, womit die Kolonie auf dem zweiten Platz hinter Katharinenfeld lag. Seit 1822 gab es ein Bethaus, 1854-1857 wurde die St. Johannis-Kirche errichtet, bereits 1823 war eine erste Schule gebaut worden, 1917 gab es neben der Grundschule ein Realgymnasium, eine komplette Strom- und Wasserversorgung, Telefonverbindungen. Der Wert des Privatbesitzes überragte mit 9,546 Mio. Rubel (davon 5,650 Mio. Rubel Weingärten, 1,140 Mio. Rubel Fabriken und Werkstätten) Katharinenfeld (4,300 Mio. Rubel). Rechnet man die Beträge der Geschwister- und Tochtergründungen hinzu, konzentrierte sich über die Hälfte des Privatbesitzes der deutschen Kolonien Südkaukasiens im Gebiet Elizavetpol'. Setzt man die Zahl der Gesamtzeugung von Weintrauben, Wein, Weinsprit und Kognak der beiden Helenendorfer Unternehmen Vohrer und Hummel ins Verhältnis zur transkaukasischen und

russischen Gesamtproduktion kommt man auf einen prozentualen Anteil, der zwischen 3 und 15% liegen dürfte. Theodor Hummel gibt eine Berechnung an, die alle deutschen Kolonistendörfer Transkaukasiens mit einer Weinherstellung von 2,3 Mio. Vedro einschließt und verweist auf einen Anteil der deutschen Kolonien an der Weinproduktion Russlands (27 Mio. Vedro) vor dem Ersten Weltkrieg von 8,56%. Bei einem Umsatz von ca. 1 Mio. Vedro Wein trugen damit die beiden Handelshäuser fast 50% des Weinabsatzes der deutschen Kolonistendörfer oder ca. 4% des gesamtrossischen Weinhandels. Mit dieser Markposition hatten sich die beiden Firmen ein Monopol geschaffen, das allerdings auch kleinere Winzer nicht nur in den Kolonien sondern alle örtlichen Erzeuger zu spüren bekamen.

Doch kehren wir zu unseren Ausgangsfragen zurück: Wo gab es Gemeinsamkeiten und Besonderheiten im Vergleich zwischen den transkaukasischen und anderen deutschen Siedlungsgebieten? Folgende Ansatzpunkte erscheinen vertiefenswert:

Erstens siedelten in Südkaukasien relativ homogene ethnisch-religiöse Gruppen, wobei die schwäbische Herkunft gepaart mit einem spezifischen Verständnis der Kolonie als Lebens- und Glaubensgemeinschaft ein spezifisches Eigenverständnis beförderte, welches dem Begriff der „Separatisten“ eine mehrfache Bedeutung verlieh. Zweitens bewährte sich mit Ausnahme der Handwerkersiedlung von Neutiflis das Erbhofrecht, das eine systematische Festigung der Mutterkolonien und seit den 1840er Jahren die Einrichtung von Tochterkolonien zur Folge hatte. Auf der Grundlage eines spezifischen Gemeindeverständnisses wurden Grundprinzipien des Erbhofrechtes auf Wasserrechte und die Schaffung von gemeinnützigen Anlagen, wie Straßen, Brücken, Wasserleitungen, Schulen und Kirchen, ausgedehnt, was sich bei der Entwicklung der Infrastruktur deutscher Siedlungen als förderlich erwies. Drittens unterband die zerstreute Siedlung deutscher Kolonisten eine Arbeitsteilung zwischen ihnen und verzögerte eine soziale Differenzierung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung einer „russlanddeutschen Identität“ blieb so weitgehend aus. Nur allmählich wurden Katharienenfeld und Heleendorf neben Tiflis zu kaukasusdeutschen Zentren, während Kontakte zu den deutschen Siedlungen an der Wolga und im Nordkaukasus unwesentlich blieben und schon eher zu den Kolonien in „Neurussland“ gepflegt wurden. Viertens beruhte der wirtschaftliche Aufschwung auf zwei Grundlagen: der Einführung des vierrädrigen Wagens, durch dessen Bau vor allem während militärischer Operationen der russischen Armee freies Kapital erwirtschaftet wurde, und der Kultivierung des Weinanbaus. Die Deutschen nutzten nicht nur die religiösen Schranken des Islam, der gläubigen Muslimen die Weinherstellung und den Weinhandel untersagte, sondern lösten sich mit diesem Produkt durch Lagerung, Abfüllung und Veredlung in Schnapsbrennereien vom Problem des Absatzes für landwirtschaftliche Produkte. Der Verkauf über ein überregionales, eigenes Vertriebsnetz sicherte den Zufluss von Kapital für Investitionen.

Bezüglich der Integration der Deutschen und ihrer Kontakte zu den sie umgebenden ethnischen Gemeinschaften, lässt sich festhalten, dass in den Quellen

anhaltend von Aufständen unter der muslimischen Bevölkerung berichtet wird, die für die Kolonisten Verwüstungen, Tod und Versklavung zur Folge hatten.²⁶ Der Schutz vor Überfällen blieb bis in das 20. Jahrhundert hinein eine immer wiederkehrende Komponente ihres täglichen Lebens. Welche Schlussfolgerungen ergeben sich aus diesen Umständen für unsere Fragestellung, bedeuteten sie eine grundsätzliche Feindschaft zwischen Neusiedlern und Einheimischen?

Die Ansiedlung der Kolonisten erfolgte zu einem Zeitpunkt, als weder die Besitzverhältnisse von Grund und Boden noch die Ranganerkennung des einheimischen Adels in Südkasien geklärt waren. Die Ansiedlung der Schwaben bedeutete einen Eingriff in das Gewohnheitsrecht der einheimischen armenischen, georgischen, aber vor allem „tatarischen“²⁷ Bevölkerung und stellte eine enorme Provokation dar. Der Umgang mit den deutschen Siedlern musste sich beim Fehlen einer regulierenden Staatsgewalt auf der Grundlage des Gewohnheitsrechtes, *'ādāt*, oder auch – soweit bekannt und üblich – von islamischem Recht der *šari'a* gestalten, wie sich an der Ausübung der Blutrache, der Art der Raubzüge, aber auch an der Vergabe von Wasserrechten oder der Übernahme von Schutzfunktionen für die Siedler durch Tataren nachvollziehen lässt. Diese Ausübung lokalen Rechts wird in den 1830er Jahren begleitet von Hoffnungen der traditionellen Eliten auf die neue Obrigkeit, wie Bittschreiben an den Generalgouverneur Ermolov mit Klagen über die Ausbreitung der Siedler und die Bitte, Gerechtigkeit zu schaffen, belegen. Dass diese Probleme eminent das 19. Jahrhundert begleiteten, wird auch aus einem Bericht des Direktors des Kaukasischen Museums, Gustav Radde, aus dem Jahre 1890 ersichtlich, der für das Elizavetpol'ser Gouvernement feststellte: „Auch hier [...] wird Eigentumsrecht [...] seitens der Krone bestritten und daraus entstehen langwierige Prozesse, die bei den höchsten Instanzen geführt werden müssen [...] wir hören überdies Klagen über die neuen Gerichtseinrichtungen, namentlich über die Dorfgemeinde-Gerichte.“²⁸ So ist der Umstand, dass die transkaukasische Kolonie die kleinste blieb, zweifelsohne auch als Ergebnis der Reaktion Einheimischer zu sehen, auf deren Kooperation man im Unterschied zum Schwarzmeergebiet – wo eine Politik der Verdrängung der einheimischen Tataren praktiziert wurde – in Südkasien nicht verzichten konnte. Welche Konsequenzen hatte nun der Umstand von prinzipieller Bodenknappheit für das Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten?

²⁶ Vgl. „Der Schreckenstag von Katharinenfeld“. Grausame Erlebnisse einer deutschen Kolonie im Tartarenggebiet, Basel 1866; Allmendinger, Ernst: Katharinenfeld, ein deutsches Dorf im Kaukasus, Neustadt 1989.

²⁷ „Tatarisch“ oder „turkotatarisch“ waren die üblichen Bezeichnungen für die muslimische Bevölkerung Transkaukasiens, bis um die Jahrhundertwende auch von a(d)serbaidschanischen Tataren gesprochen wurde.

²⁸ Radde, Gustav: Karabagh. Bericht über die im Sommer 1890 im russischen Karabagh von Dr. Gustav Radde und Dr. Jean Valentin ausgeführte Reise. In: Petermanns Geographische Mitteilungen, Ergänzungsband 100, Gotha 1890, S. 36.

Für die Zeit bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts sind die Quellen hierzu äußerst spärlich. Die Aufnahme der Neusiedler erfolgte im Winter 1818/19 scheinbar problemlos, Einheimische boten erstes Quartier oder halfen bei den Bau- und Feldarbeiten. Dorfchroniken und Erlebnisberichte haben überliefert, dass sich die Kolonisten in Bezug auf Landwirtschaft und Unterkünfte „ganz an die Sitten und Bräuche der ansässigen Völker halten“²⁹ mussten. So werden zunächst jurtenähnliche Erdhütten gebaut, denen – wieder mit Hilfe Einheimischer – Steinbauten folgten, die in ihrer Gestaltung mit Veranden, Balkonen, überdachten Innenhöfen und Weinkellern eine Mischform von süddeutscher und kaukasischer Architektur darstellten. Entscheidend für das Überleben und die wirtschaftliche Entwicklung der Siedlungen war die Übernahme traditioneller orientalischer Bewässerungssysteme, von Kanälen und Kärisanlagen.³⁰ Bis zur Jahrhundertwende nutzte man die Erfahrungen einheimischer Meister und ihrer Gehilfen, die Wasseradern aufspürten, den Verlauf nivellieren und die entsprechenden Schachtungsarbeiten ausführen konnten. Erst unter dem Zufluss fortschrittlicher technischer Kenntnisse aus Deutschland wurden moderne Methoden eingeführt und die traditionelle Bewässerung durch moderne Wasseranlagen ergänzt, die den Zukauf von Flächen für den Weinanbau erlaubten oder wie in Helenendorf 1905 die Trinkwasserversorgung übernahmen.

Analog wurden einheimische Erfahrungen im Brückenbau, bei der Kreuzung von Rebsorten, der Konservierung von Früchten, wie überhaupt bei der Ernährung übernommen, wie die Zubereitung von *Dolma*, *Plow*, Fladenbrot oder Buchweizengrütze durch die Siedler zeigte. Auf der anderen Seite verbreitete sich mit Hilfe der deutschen Kolonisten die Lagerung von Wein in Fässern, welche bis dahin üblicherweise in Krügen oder Tierfellen vorgenommen wurde. Neben dem Böttchereihandwerk entwickelte sich auch die Flaschenproduktion, die den Absatz des kaukasischen Weines – 1914 immerhin mit einer Jahresproduktion von rund 285 Tausend Hektolitern allein in Helenendorf, was 14 Prozent einer Durchschnittsernte in Deutschland entsprach – bis nach Mitteleuropa ausdehnte.

Miteinander zu leben hieß nicht nur in Austauschbeziehungen zu treten, sondern vor allem, miteinander zu arbeiten. Dies betraf sowohl das Handwerk als auch die Haus- und Feldarbeit. So lernten vor allem nach dem Massenbedarf an vierrädrigen Wagen als Transportmittel während des Krimkrieges 1854/55 auch Einheimische das Wagnerhandwerk, das insbesondere durch Armenier bald in die Städte Südkaukasiens getragen wurde. Allerdings blieb Helenendorf mit einer täglichen Stückzahl von zehn Wagen in guter Qualität zu 160 Rubeln führend im Gouvernement Elizavetpol'. Mit der Vergrößerung der Weinbauflächen in den Kolonistendörfern erhöhte sich auch der Bedarf an Arbeitskräften, die nicht nur aus den

²⁹ Hummel, a.a.O., S.132 ff.

³⁰ Ein altes persisches Bewässerungssystem: stollenartige, in das ansteigende Berggelände getriebene Gänge, in denen sich die Sickerwässer sammeln und zutage geleitet werden. Sie dienen nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch der Trinkwasserversorgung.

benachbarten Dörfern, sondern als Saisonkräfte auch aus Persien kamen. Allein beim führenden Wein- und Kognakhersteller „Gebrüder Vohrer“ arbeiteten 1901, neben 25 qualifizierten und 185 festangestellten Beschäftigten, Saisonkräfte, die über zehntausend Arbeitsstunden ableisteten.³¹ Der mit diesem Beispiel nur angedeutete Aufschwung in der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonistendörfer und die damit verbundene Arbeitsteilung wurde zweifellos durch die Durchsetzung der Agrarreform in Südkasien seit den 1870er Jahren – also erst in der dritten Generation der Emigranten – ermöglicht. Die daraus resultierende Freisetzung von Arbeitskräften und der Ausbau der Transportwege, wie der besonders wichtigen Bahnlinien Tiflis-Poti 1872 und Baku-Tiflis 1883, erleichterten den Absatz von Produkten und auch die Kommunikation zwischen einzelnen Kolonistendörfern bis zum Schwarzen Meer. Zugleich vertiefte sich in diesem Prozess die soziale Differenzierung unter allen ethnischen Gruppen Südkasians.

Laut der Volkszählung von 1897 lebten unter den 1,16 Millionen Armeniern, 1,3 Millionen Georgiern – davon 66.000 Muslime – und 2,7 Millionen Tataren und Vertretern der Bergvölker 16.669 deutsche Muttersprachler, das waren 0,34 Prozent der Gesamtbevölkerung. Waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur vereinzelt Deutsche in den Städten zu finden, lebten nun in Tiflis 2.902 – 1,82 Prozent der Einwohner der Stadt – und in Baku bereits 2.460, was einen Anteil von 2,2 Prozent an der Gesamtbevölkerung ausmachte. Städtische Lebensweise und wachsender Wohlstand in den Kolonien führten dazu, dass zu den traditionellen Hilfskräften Bedienstete traten und sich im Umfeld der Deutschen eine traditionelle Arbeitsteilung durchsetzte, die oft auch ethnisch bestimmt war.³² Während Hausgehilfinnen in der Stadt vorwiegend Russinnen waren, war es in den Kolonistendörfern nicht üblich, diese einzustellen. Dafür gingen die Mädchen der Siedlungen teilweise über Winter in die Städte, um dort Hausarbeiten zu verrichten. Muslimische Mädchen und Frauen traten grundsätzlich nicht in Dienst, da dies als Ehrverletzung des Mannes angesehen wurde. Dafür waren als Küchenhilfen auch tatarische Männer anzutreffen, die ebenso als Hofmilizen und Viehhirten geschätzt wurden. Hatten tatarische Familien Anschluss an die Kolonistenfamilie gefunden, halfen auch Frauen ihren Männern bei der Arbeit, beispielsweise beim Melken. Während es für bestimmte Tätigkeiten in Haus und Hof genaue, tradierte Vorgaben gab, wen man am besten einzustellen habe – so zum Beispiel Russen und Russinnen als Kutscher, Schmiede und Waschfrauen –, galt dies schon nicht mehr bei der Weinlese, wo massenhaft Hilfskräfte benötigt wurden und sich neben Georgiern, Armeniern, Tataren und Russen auch Perser als Saisonkräfte einfanden. Inwieweit sich unter den Kolonisten dabei auch Stereotypen verfestigt hatten, erfahren wir aus den Lebenserinnerungen des Julius Vohrer:

³¹ Vgl. Močalov, V.D.: *Krest'janskoe chozjajstvo v Zakavkaz'e k koncu XIX v.*, Moskva 1958, S. 273.

³² Jäckel, M.: *Fremdstämmige im deutschen Hof- und Hauswesen der ehemaligen Kaukasus-siedlungen*. In: *Deutschtum im Ausland*, H. 11/12 (1942), S. 223-227.

“Ein Großbetrieb wie Karajer, wo allein 200 ha Weingärten waren, benötigte sehr viele gelernte und ungelernte Arbeiter. Bis zum Ersten Weltkrieg gab es immer genügend Arbeitskräfte, die sich aus der einheimischen Bevölkerung rekrutierten: Armenier, Georgier, Perser, Tataren und zum Teil Russen. Russen gab es im Südkaukasus verhältnismäßig wenige, und wenn sich Russen zur Arbeit meldeten, so wurden dieselben nur im Notfalle angenommen. Schuld daran war ihre große Schwäche für den Alkohol, die ganz besonders beim einfachen russischen Volk bemerkbar war, obwohl auch die Intelligenz gerne ihren Schnaps trank (...). Auf dem Gut Karajer gab es Russen, die 20 Jahre lang untadelig gearbeitet hatten. Der Kellermeister war über 10 Jahre lang, bis zum Ersten Weltkriege, in Karajer. Ihm wurden die Kellereien mit über 2.000.000 Liter Wein anvertraut. Er war absolut ehrlich und tüchtig, bekam täglich seine Flasche Wein, wie jeder andere Angestellte und Arbeiter, und war auch nie betrunken. Auf dem Gut war für die Betreuung der großen Viehbestände ein Veterinär, kein Akademiker, sondern ein Tierheilkundiger, der seinerzeit beim Militär ausgebildet wurde, über 20 Jahre tätig. Der Schlosser war ebenfalls 10 Jahre lang auf dem Gut (...).

Die Ackerbau- und Viehzucht treibenden Tataren, die aus der nächsten Umgebung des Hofes stammten, waren für die Arbeit im Garten, im Hof oder an einer Maschine weniger geeignet. Der Tatare ist ein orientalischer Typ: gemütlich, langsam im Handeln und Denken. Er konnte aber als berittener Feldschütze seinen Dienst ausgezeichnet verrichten. Auch als selbständiger Fuhrmann transportierte er, den Wagen mit Büffeln oder Ochsen bespannt, das ganze Jahr hindurch Weinfässer in den Vohrer'schen Zentralkeller (...), den Wagen auf und ab zu laden, das überließ er dem Kellerpersonal... Schickte man dagegen den Wein mit Georgiern oder Armeniern als Fuhrleute in den Zentralkeller, dann kam es vor, dass sich die ganze Gesellschaft unterwegs an den Wein machte und betrunken ankam. Davor war der Tatare als Muselmane gefeit, da er bekanntlich nach dem Gesetze Mohammeds keinen Wein trinken darf.

Die besten Gartenarbeiter waren Georgier und Armenier. Die Armenier stammten alle aus dem Gebirge des Südkaukasus, waren ehrlich, fleißig und auch die besten Arbeiter beim Vieh als Hirten, Melker usw... (...). Die georgischen Arbeiter stammen alle aus der benachbarten Provinz Kachetien (...).

Erdarbeiten wie das Schoren im Garten oder Rigolen bei Neuanlagen wurden immer von persischen Saisonarbeitern durchgeführt. Die Perser kamen immer über den Winter aus der nordpersischen Provinz Aserbaidschan und suchten Verdienstmöglichkeiten. Diese Perser (Tat genannt) sprechen dieselbe Mundart wie die einheimischen Tataren. Ihre körperliche Leistung war oft unglaublich. 30-35 Mann schorten an einem Tage eine Desjatine (1,1 ha) Weingarten 25-30 cm tief. Sie verdienten dabei 1,5 bis 2 Rubel am Tage im Akkordlohn und bekamen täglich noch vier Pfund Mehl. Das Brot buken sie selbst und auf ihre Art. Ein rundes Loch von 1 Meter Tiefe und 80 cm Durchmesser, die Seiten schön mit Backstein ausgelegt, war der ganze Backofen. In diesem Backofen (Tändir) wurden einige Büschel Reben verbrannt und die Brote in fingerdicken Fladen an die Backsteine geklebt. Weniger durch die heißen Backsteine als durch die zurückgebliebene Glut der verbrannten Rebbüschel sind die Fladen in 10 bis 15 Minuten rösch gebacken und lösen sich von selbst von den Backsteinen (...).

Im Sommer verdienten die Gartenarbeiter im Akkordlohn bis zu 2 Rubel am Tag. In einer Gegend ohne Industrie war damals die Verdienstmöglichkeit auf den deutschen Gütern und in den Kolonien im Südkaukasus als sehr gut zu bezeichnen, und das führte auch dazu, dass es nie an Arbeitskräften mangelte. Der Kaufwert eines Rubels war vor dem Ersten Weltkriege verhältnismäßig groß: Für drei Rubel kaufte der Arbeiter einen

Zentner gutes Weizenmehl, ein fertiges Baumwollhemd kostete zwischen 80 Kopeken und 1 Rubel, ein Pfund Fleisch kostete 10 Kopeken, Hammelfleisch 20 Kopeken, Schafskäse 10-15 Kopeken das Pfund, ein Paar Sandalen aus Rohleder 20 Kopeken.

Verpflegt wurden auf dem Gut nur die ständigen Arbeiter und die Angestellten. Die Angestellten wohnten zum Teil auf dem Hof mit ihren Familien. Beim Essen hatten die deutschen Angestellten ihren besonderen Tisch. Gekocht wurde aber für alle in einem Kessel. Die Grundnahrung bestand pro Person täglich aus 200 g Fleisch, x-beliebig viel Brot, Kartoffeln, Gemüse und einer Flasche Wein.

Das tägliche Menü war zum Mittagessen: eine kräftige Suppe mit 200 g Siedfleisch pro Person, als Nachtisch Obst. Das Mittagessen war im Sommer um 10, im Winter um 11 Uhr. Von 10 bis 14 Uhr wurde im Sommer nicht gearbeitet. Um 14 Uhr gab es Vesper: Schwarzen Tee mit Zucker, Käse, Gurken, Tomaten, Melonen, Rettich oder was es gerade gab, zum Nachtessen: Nudeln, Reis, Makkaroni. Zu allen Mahlzeiten gab es beliebig viel Brot, zum Frühstück gab es Tee, Käse und Brot. Die Russen sowie auch die eingeborenen Kaukasier waren alle ausgesprochene Brotesser und Brot war für sie alles. Im Durchschnitt musste man mit einem täglichen Verbrauch von 3 Pfund Brot pro Mann rechnen, soweit die Arbeiter von der Gutsküche verpflegt wurden. Die Saisonarbeiter bekamen keine Küchenverpflegung, sondern 4 Pfund Mehl bzw. 5 Pfund Brot am Tage. Geschlachtet wurde alle 8-10 Tage ein Stück Großvieh. Um das Fleisch vor dem Verderb zu schützen, wurde es in der warmen Jahreszeit immer eingesalzen.

Der Arbeitsaufwand betrug bei einer Desjatine Weingarten 300 männliche Arbeitskräfte im Jahr. Auf das ganze Jahr berechnet entsprach dies einer Arbeitskraft pro Tag und Desjatine. Allein die Weingärten in Karajer beanspruchten täglich 200 Arbeiter, dazu kamen die Arbeitskräfte für den Ackerbau, Neuanlagen, Tierzucht, Neubauten, Kellerarbeiten usw. (...). Das viele Mehl kam aus der eigenen Mühle in Helenendorf (...).



Abb. 2: Kurdenzelt

Erzeugte Lebensmittel, Rinder, Schafe, Eier, Hühner, übriges Getreide verkauften sie [die Arbeiter] auf dem Bazar, und mit den Erlösen konnten sie ihre Bedürfnisse an Kleidung, und was sie sonst noch brauchten, befriedigen. Ihren Nebenerwerb hatten sie auf dem Gut Karajer im Fuhrlohn, indem sie jahraus und jahrein den Wein vom Karajer in den Vohrer'schen Zentralkeller transportierten. Im Winter verkauften sie den bei ihnen angefallenen Dünger. Die Tataren sammelten sorgfältig auf den Weiden von den weidenden Tieren die Fladen. Diese wurden getrocknet, gestapelt, zum Heizen benutzt, und im Winter an die Kolonisten als Dünger verkauft.

Das gegenseitige Verständnis zwischen den Tataren und den Besitzern von Karajer war gut (...). Sie brauchten Rebbüschel zum Brotbacken, Holz oder Eisen, um den Wagen zu flicken, und dann möchte doch der Schmied gleich noch ihren Pflug richten und anderes mehr. Dann kamen sie oft wegen ihren Kranken, die zur völligen Genesung Obst oder Trauben essen mussten; aus der Gutsapotheke benötigten sie beständig Arzneien für sich und ihr Vieh. Als ich mich im Jahre 1913 verheiratete, kamen auch die Tatarenfrauen auf den Hof und ließen sich von meiner Frau in ihren Krankheiten und Nöten beraten; auch die Mode hat sie interessiert und die Qualität der Stoffe, die meine Frau gerade trug.



Abb. 3: Hermine und Charlotte Vohrer (rechts) mit aserbaidsschanischen Mädchen aus einem Nachbardorf von Karajeri



Abb. 4: Der Arzt Dr. Hurr bei Patienten

Für alle Gefälligkeiten, die den Tatarennachbarn erwiesen wurden, brauchten sie nichts zu zahlen. Ab und zu brachte einer zu Ostern ein Osterlämmchen oder zur Melonenzeit eine riesige Arbuse³³(...)“³⁴

Trotz dieser Räume für Kontakte und Kommunikation blieb der Austausch von Anschauungen und Lebenswelten stets auf einen ausgewählten Personenkreis beschränkt, Deutsch blieb bis zur Jahrhundertwende in den Siedlungen Hauptverkehrssprache, circa ein Drittel der Kolonisten konnte auch Russisch verstehen, jedoch nur etwa 10 Prozent der muslimischen Bevölkerung. Wer auf einem deutschen Hof geboren worden war, wuchs auch mit der deutschen Sprache auf, aber genaue Angaben über die Deutschkenntnisse unter den Alteingesessenen fehlen uns ebenso wie Aussagen über Kenntnisse von Turksprachen unter den Siedlern. Allerdings sprechen einige in Deutschland lebende Nachfahren der Helendorfer noch Aserbajdschanisch. Als Vermittler und Dolmetscher werden in den Quellen zwar oft Armenier genannt, aber da Begriffe wie etwa *Sorbet*, *Plow*, *Tamada* und *Dolma* aus dem Alltagsleben fließend in die deutsche Umgangssprache übergangen, kann man wohl davon ausgehen, dass es eine Kommunikation zwischen den

³³ Aus dem Russischen *arbuz* für Melone.

³⁴ Auch, E.M.: Deutsche Winzer im multikulturellen Umfeld Aserbajdschans. Erinnerungsbericht des Julius Vohrer (1887-1979), Berlin 2011, S. 105-110; 124-127.

verschiedenen ethnischen Gruppen mittels einer „Umgangssprache“ gegeben haben muss.³⁵

Will man die angedeuteten Beziehungen zwischen Eingewanderten und Einheimischen als abschließend für die Zeit bis zur Sowjetisierung Aserbaidschans und Georgiens 1920/21 beurteilen, können mehrere Punkte festgehalten werden. Kommunikationswege der diversen ethnisch-religiösen Gruppen verschiedenster Herkunft und Ansiedlungsdauer hat es über Jahrhunderte in der typischen Durchzugsregion Südkaspiens gegeben. Die Organisation des Überlebens konnte zwar unter den Bedingungen begrenzter natürlicher Ressourcen Konkurrenz in der Besitzstandswahrung hervorrufen, war aber auch der wichtigste Beweggrund für das Voneinander-Lernen: die Natur, die geographischen Gegebenheiten und das Klima bestimmten Grundwerte, die übernommen werden mussten, um zu überleben. Sie prägten die Menschen letztlich mit einer „kaukasischen Identität“, unabhängig von der Bindung zu ihrer ethnischen Herkunft. Friedliche Interaktion und Kommunikation gab es dort, wo eine allgemein anerkannte Rechtsprechung existierte, die eine Gleichbehandlung unabhängig von ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit festschrieb, funktionierende wirtschaftliche Austauschbeziehungen bestanden und eine Administration oder Staatsgewalt herrschte, die auch in der Lage war, überall gleichermaßen Austauschprinzipien zu schützen und Recht zu wahren.

Behinderungen und Konfliktfelder taten sich dort auf, wo Fremdbestimmung traditionelle Strukturen störte, wie zum Beispiel durch Eingriffe in die Besitzverhältnisse oder die Privilegierung von Einwanderern. Mit der massenhaften Ansiedlung von Europäern wurde regional ein drastischer Eingriff in bestehende Eigentumsverhältnisse vollzogen, die nicht nur Grund und Boden, sondern auch Wasserrechte berührten. Zwar waren Neuansiedler für Kaukasien kein völlig neues Problem, aber bis dato hatte sich ihre Integration oder ihre Vertreibung nach den Grundsätzen des Gewohnheitsrecht beziehungsweise der *šari'a* zwischen den direkt Betroffenen vor Ort geregelt. Im Falle der deutschen, aber auch anderer Neuansiedler, wie Russen oder Armenier, musste die hinter den Massenansiedlungen stehende russische Kolonialmacht, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem militärisch präsent war, entsprechende militante Gegenreaktionen auslösen, die sich gegen alles Fremde – also auch gegen die Deutschen – richtete.

Mit der allmählichen „Befriedung“ des Kaukasus im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzog sich auch ein systematischer Prozess der Entmündigung und „Entrechtung“ im Sinne des Abbaus bis dato regulierender feudal-religiöser Mechanismen – wie *šari'a* und *'ādāt* –, während neue Rechtsgrundsätze und -institutionen bis zur Revolution 1917 kaum angenommen oder „vor Ort“ je nach Auslegung der Vertreter der Macht interpretiert wurden, wie beispielsweise

³⁵ Vgl. Hummel, J.: a.a.O., 14 ff.

drakonische Maßnahmen von Kosakenverbänden belegen. Diktiertes und nicht akzeptiertes, beziehungsweise nicht durchsetzbares Recht schuf einen Zustand der de-facto-Rechtlosigkeit, der bis über die Zwangsmaßnahmen der Stalinzeit hinaus zum eminenten Konfliktfaktor im Zusammenleben der Menschen Südkaukasiens wurde. Religiöse Verschiedenheit, Unkenntnis der historischen und kulturellen Traditionen, Sitten und Bräuche behinderten Kommunikation und Integration, verhinderten, wie im Falle der Kaukasusdeutschen, freundschaftliche und verwandtschaftliche Bindungen, vor allem zwischen Muslimen und Deutschen. „Sprachlosigkeit“ verstärkte Isolation und Bezug auf die Herkunfts-Wir-Gruppe ebenso wie besondere religiöse Bindungen oder geographische Abgeschlossenheit. Reibungsflächen wurden dort zu Konfliktherden, wo sie über Presse, Vereine, Parteien oder äußere Einflussnahme instrumentalisiert wurden: so dass Miteinander-Leben und Miteinander-Sprechen in ein „Übereinander Sprechen“ und letztlich in einen politischen Machtkampf übergehen konnte, der auf Kosten von Menschenleben ausgetragen wurde.